



Abend,

Zeitung.

249.

Donnerstag, am 17. October 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. H. M.).

Liebes-Schmerz.

1.

Ich habe meine Lieb' begraben,
Sie starb nicht, und doch ist sie todt,
In fürchterliche Nacht versenket,
Bestrahlt von keinem Morgenroth:
In tiefen Abgründen mir verschwunden
Wird ewig nimmer sie gefunden!

Ach, todt — und dennoch nicht gestorben!
Dahin — und doch dem Herzen nah!
Sie hat der Treue Schwur gebrochen,
Vernichtungsmord durch sie geschah.
Ich grub sie mit tausend Wehen —
Und nimmer wird sie auferstehen!

2.

Könnst' ich doch nur weinen, weinen
Eine einz'ge Thräne nur!
Wetterwolken um die Augen,
Doch von Thränen keine Spur:
Ach, warum ist mir versaget
Dieses Labfal der Natur?

Wie es brennt im tiefsten Innern!
Berste siedender Vulkan!
Spritz' die Lava, schleud're krachend
Deine Blitze himmelan!
Ruhig starrt empor der Krater —
Nur im Schooß braust der Drkan.

Keine Thränen können fließen,
Sind versiegt im heißen Sand,

Thränenmeere kann verzehren
Der entflammte Schmerzesbrand,
Und die Seele selbst verheeren,
Eng umstrickt vom Flammenband.

Adolf Berger.

Fragment über den Styl.

Es ist immer gut, einen Satz bei der Hand zu haben, mit dem man seine Rede beginnen kann. Seit Buffon den berühmten Ausspruch gethan: „der Styl ist der Mensch selber“ haben so ziemlich alle Abhandlungen über den Styl mit diesem Ausspruche begonnen, sey es nun, daß sie annahmen, beschränkten oder verwarfen. „Der Styl ist der Mensch selber?“ — Allerdings. — Aber der ganze Mensch? Doch wohl nur der Mensch hinter seinem Schreibtische, die Feder in der Hand, der Mensch, mit seinen Gedanken allein. Rousseau, in seinen Schriften so beredt, wußte sich mündlich nur schlecht auszudrücken. Er gesteht und klagt es uns selber in den Bekenntnissen; er hatte, wie er sagt, wichtige Einfälle, aber sie kamen ihm, wenn die Gelegenheit, sie anzubringen, vorüber war. Die Stärke Rousseau's lag in der Meditation, zu der die Gesellschaft keinen Raum giebt. Es scheint mir nach diesem Allen auch jener Ausspruch gegen Polygraphen: Wenn er weniger, hätte er mehr geschrieben, eine frostige Antithese, welche auf eine komplett verkehrte Ansicht gebaut ist. Ich glaube z. B. nicht, daß wenn Kozebue weniger, er darum besser geschrieben hätte. Sein Gesichtskreis war einmal be-

beschränkt und diesen bedeutend zu erweitern, hing gar nicht von ihm ab; sein Talent bestand eben in der Versalität, mit der er sich nach allen Seiten wendete und jedem Stoffe wenigstens Etwas abzugewinnen wußte.

Der Styl scheint mir kein Kriterium für den ganzen Menschen abgeben zu können. Aus dem Styl urtheilen, heißt sich auf eine Art Physiognomie verlassen, die nur zu oft täuscht. Ich führe ein Beispiel an, welches in irgend einer Biographie Johannes von Müller's gelesen zu haben, ich mich erinnere. Als der erste Band der Schweizergeschichte erschienen war, erregte dieses Buch durch den gedrungenen und wie man glaubte, dem Tacitus glücklich nachgebildeten Styl großes Aufsehen. Die Augen der literarischen Welt richteten sich auf den Verfasser. In jener eben erwähnten Biographie wird der Ausspruch eines Lesers über den Eindruck, den die Schweizergeschichte auf ihn und über das Bild, was er sich nach dieser Lectüre von dem Verfasser gemacht, angeführt. Dieser gute Mann erwartete in Müller einen langen hagern Mann, schwarzer Haare und feurigen Auges zu sehen und war sehr erstaunt, als er ein kleines pürzliches, rundes, wohlgenährtes Männchen erblickte, das quecksilberartig hin und hersprang.

Ist das nicht Physiognomie von der besten Sorte? Buffon freilich hat seinen Ausspruch so scharf gewiß nicht genommen; allein dieser Ausspruch muß auch bedeutend beschränkt werden, wenn er gelten soll.

Wer würde aus Cicero's catilinarischen Reden den schwachen Charakter ihres Verfassers schließen? Aber der Styl verhüllt gerade mehr den Charakter, als daß er ihn enthüllt. Vom Styl auf Talente zu schließen, ginge eher an. Siebt es jedoch einen Styl im Reden, Schreiben und Handeln und nimmt man alle drei zusammen, ja allerdings, dann ist der Styl der Mensch selber, aber der berühmte Ausspruch Buffon's durch ein solches Zusammentreffen auf die Alltäglichkeit reducirt, daß ein Mensch eben kein anderer sey.

Indessen ist es nicht zu läugnen, daß es Naturen von so großartiger Einheit giebt, daß sie schreibend und redend und handelnd immer einen gleichartigen Eindruck auf uns machen. So Cäsar, von dem es heißt: *Eodem animo scripsit, quo vicit*. Eine solche Einheit finden wir, um auf die deutsche Literatur zu kommen, in Lessing und in Goethe, die, von ihren übrigen Verdiensten abgesehen, für unsere größten Stylisten gelten können. Lessing, der erste Meister auf dem Fechtboden der Polemik gab seinem Styl ein feuriges Ungeßüm, das sich in mannigfaltigen Fragen, Ausrufungen, Interpellationen u. s. w. ausspricht, und da er seinen Gegnern in der

Regel weit überlegen ist, so prägt sich das Bewußtsein dieser seiner Ueberlegenheit aus in einem gewissen neckischen Handhaben der Sprache, was jedoch weit entfernt ist, ihrem Geiste Gewalt anzuthun. Für diesen hatte Lessing immer die größte Ehrfurcht, so fremdartig und einzelne seiner Wendungen vorkommen mögen. Man hat Lessing's Styl neuerdings nicht richtig charakterisirt, indem man die Einfachheit seiner Verbindungen rühmte. Vielmehr ist derselbe reich an Attrappen und Fallgruben und Verirrwässern, wie Klop und Goeze dieses zu ihrem Schaden gemerkt haben. Jean Paul nannte ganz mit Recht den Lessing'schen Styl ein wiggiges, dialektisches Zickzack. Ja, Lessing selber erkannte diese Eigenschaft seines Styls an und war sich ihrer bewußt. „Was kann ich dafür“ — sagt er *) — „daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben Meister zu werden gesucht habe.“ Und an einer andern Stelle rühmt er sich, „daß auch da, wo er mit Worten am meisten spiele, er doch nicht mit leeren Worten spiele, daß überall ein guter, triftiger Sinn zum Grunde liege, auch wenn nichts als ägyptische Grillen und chinesische Frauenthäuserchen daraus emporstiegen**).“

Wenn Lessing die Sprache beherrscht als ein Sieger, der sie sich nach einem hartnäckigen Kampfe unterworfen und dem zu Folge zuweilen etwas rauh mit ihr umgeht, so beherrscht Goethe sie als ein angestammter König, dem sie sich willig unterworfen. Der Lessing'sche Styl, abgesehen davon, daß er sich im Lauf der Zeit vervollkommnete, behält fortwährend jenen Grundcharakter des Dialektischen, welches oben als dessen Eigenthümlichkeit genannt wurde. Der Goethe'sche Styl hat mehrere Phasen durchlaufen von der etwas wilden Gluth an, wie sie sich im Werther äußert bis zu der etwas kanzleimäßigen Eleganz, die in den „Wanderjahren,“ besonders aber in der mannigfaltigen Correspondenz des Dichters zu finden ist.

Nach diesen beiden Flügelmännern der literarischen Entwicklung der Deutschen haben sich verschiedene Talente zu bilden gesucht, ohne jedoch die vorgegriffenen Tempos mit gleichem Geschick nachmachen zu können. Denn eben, weil bei jenen bevorzugten Geistern das

*) Anti-Goeze, 2.

**) Anti-Goeze, 8.

Wort Buffon's seine völlige Gültigkeit hatte, mußte jedes nachahmende Unternehmen um so nothwendiger scheitern.

Bei dem Beginn unserer neuern Literatur läßt sich die Wirkung der Universitäten und des akademischen Redekrams nicht verkennen. Jene ellenlangen Perioden, die noch Wieland den Spott der Kenien zuzogen *), sind wohl in irgend einer Aula entsprossen, sie sind aus dem mehr, als billigen Einfluß abzuleiten, den rednerische Formen in Programmen und bei Festivitäten übten. Wieland, so sehr er strebte, sich von beengenden Formen frei zu machen, ist doch nicht dahin gekommen, seiner Banden los zu werden. Von ihm gilt im vollsten Sinne das Wort: Es sind nicht alle frei, die ihrer Fesseln spotten.

Die aufblühende dramatische Literatur trug vielleicht dazu bei, ein beweglicheres Leben in den Styl der deutschen Schriftsteller zu bringen; doch waltete noch lange — selbst in Schiller's historischen und philosophischen Schriften — eine gewisse, an den Rhetor erinnernde, festliche Feierlichkeit vor. Diese hat sich in unsern Tagen gänzlich verloren, die am meisten goutirte Schreibweise ist eine Art Salongeschwätz. Ich will jedoch das Wort „Geschwätz“ hier nicht in einem verächtlichen Sinne genommen wissen, sondern gebrauche es nur als äquivalent mit dem französischen „causerie.“ Die scharfe und heftige Rede Lessing's finden wir nicht mehr. Lessing, der große Agitator Deutschland's, dessen System die literarische Union Deutschland's mit Frankreich auflöste, hat keinen Nachfolger in neuester Zeit, ja selbst Börne, der ihm in Unabhängigkeit des Gedankens vielleicht am nächsten steht, hat doch nichts von der scharfen Grazie Gotthold Ephraim Lessing's. Der Börnesche Styl ist vielmehr weich und daher erklärbar, warum Beck, auf Börne fußend, sich so gerne weiblicher Reime bedient. Zuweilen jedoch nimmt Börne einen Anflug tribunicischer Beredsamkeit, was keinem Schriftsteller aus einer andern Schule begegnet, die nicht näher bezeichnet zu werden braucht. Diese prägen vielmehr ihre demokratischen Gedanken in — so viel wie möglich — aristokratischen Formen aus, sie schreiben einen Hofdemagogenstyl. In wie fern eine solche Form Dauer haben wird, das zu entscheiden, wollen wir uns hier nicht anmaßen. —

Man hat neuerdings gesagt, die Zeit des Verses sey vorüber, man hat behauptet, auch die Dichtkunst werde

*) Die Kenien wünschten ihm, die Parzen möchten ihm seinen Lebensfaden so lang, wie einer seiner prosaischen Perioden, spinnen.

sich für die Zukunft der prosaischen Rede bedienen müssen. Sonderbar genug hat man den Beweis für dieses Paradoxon — denn ein Paradoxon ist bei dem kräftigen Aufblühen der lyrischen Poesie eine solche Behauptung — man hat den Beweis dafür in dem Gebrauche einfacherer, metrischer Formen finden wollen. Als wenn aus diesen nicht gerade das Entgegengesetzte zu schließen wäre! Als wenn sich die einfachste Versform der Prosa nicht gerade am schärfsten entgegenstellte! Unser Gehör ist einmal für die viel verschlungenen Rhythmen der Alten nicht eingerichtet. Je künstlicher sie sind, desto mehr perhorresciren wir sie, wenn wir aufrichtig reden wollen. Selbst von Schiller's Gedichten sind die, welche in antiken Massen geschrieben, am wenigsten in's große Publikum gedrungen. Die Rückkehr zu einer einfachen, metrischen Form beweist nur, daß man besser dahinter gekommen ist, was der Poesie Noth thut, beweist nur, daß das Studium des Volksliedes nicht vergebens gewesen ist.

N. v. Groscreuz.

Das schönste Werk.

Der bekannte französische Gelehrte, Mesnages, über welchen sich auch einmal die Schwedenkönigin Christine mit ihrem Wize spöttelnd äußerte, hielt einst mit seinen beiden Händen die Hand der berühmten Frau v. Sevigné, deren Darstellungsgabe von unserm Gellert als *naiv* bezeichnet ward, wie sich manche Leser der Abend-Zeitung vielleicht noch aus Nr. 48 dunkel erinnern werden. Nach einigen Augenblicken, in welchen sie sich diese Zärtlichkeit gefallen ließ, zog sie ihre Hand zurück. Ein anwesender jovialer Bischof, der dieß bemerkte, konnte den Einfall nicht zurückhalten: Das ist unstreitig das schönste Werk, das jemals aus Ihren Händen kam.

Der badende Knabe.

Es ladet zum Bade der kühle Teich
Den muntern, fröhlichen Knaben.
Die scherzende Welle umfängt ihn so weich
Und will ihn doch begraben.

Sie spielt so zärtlich, sie locket so süß,
Und der Knabe muß sich ergeben,
Und als er sich lustig ihr überließ,
Da nahm sie ihm das Leben.

Tief in den grausigen, dunklen Schlund
Hat die Welle den Knaben gezogen.
Da schlummert er stille mit bleichem Mund
Und über ihm scherzen die Wogen.

L. Dietloff.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

(Fortsetzung.)

Der böhmische Wettrennen-Verein ist nun förmlich constituirt, die Ausschussmitglieder bereits gewählt und zum Präsidenten Graf Schlick, und zu den übrigen leitenden Mitgliedern die Fürsten Franz Lichtenstein, Benjamin und Camill Rohan, dann die Grafen Kaver Auersberg, Glam-Gallas und Friedrich Wallis erwählt. Zu Ausschussmitgliedern wurden gleichfalls in Folge der Stimmenmehrheit die Fürsten Carl Auersberg und Johann Lobkowitz, dann die Grafen Joseph Thun und Jdenko Sternberg und der Baron Senftenberg ernannt. Im Monate October dieses Jahres und zwar am 12. und 14. wird das erste böhmische Vereinswettrennen Statt finden, und in jedem folgenden October wiederholt werden. Die 9 ausgeschetzten Preise sind folgende: 1) Eröffnungswettrennen, ein Vereinspreis von 100 Dukaten, für alle zweijährigen Pferde außer England geboren. 2) Böhmisches Vereinspreis von 100 Dukaten, für alle in Böhmen, Mähren, Schlesien und dem Erzherzogthum Oesterreich gebornen Pferde. 3) Hunter Stakes für Pferde jeden Alters und jeden Landes. 4) Sweep Stakes für böhmische, mährische, Halb- und Vollblutpferde, englische Nichtvollblutpferde mit eingeschlossen. 5) Offiziers-Preis. Ein Paar Pistolen. Für Pferde jeden Landes und Alters, in- und ausländisches Vollblut, die bona fide im Dienste geritten werden. 6) Continental-Stakes. Ein auf fünf Jahre geschlossenes Sweepstakes. Alle außer England gebornen Pferde können daran Theil nehmen. 7) Producestakes für im Jahre 1839 in der österreichischen Monarchie belegte Stuten. 8) Handicap. Pferde jeden Landes und Alters für das Jahr 1839, mit einem Vereinspreis von 100 Dukaten. 9) Schlussrennen. Graf Glam-Gallas Becher. Für alle Pferde jeden Landes und Alters, welche auf keiner öffentlichen Bahn noch Sieger waren.

Der heutige Wollmarkt, zu welchem über 5000 Ctr. Wolle einliefen, ist sehr stille vorüber gegangen; an fremden Käufern fehlte es fast ganz, und die hiesigen Wollhändler kauften nur den kleinern Theil der vorhandenen Waare auf. Unter die größern Wollsendungen gehören die Herrschaften Zleb mit 153 Centnern, Pradel 140, Glumes 123, Zasmuk 108, Kruschewitz 104, Smeczna 102 u. s. w.

Die Wasserheil-Anstalten vermehren sich in Böhmen; neuerlich hat Dr. Schmidt zu Dobrawitz nächst Cosmanos in seinem Hause eine solche mit einer Douche errichtet, deren $\frac{1}{2}$ Zoll dicker Wasserstrahl im Hofraume 16 Fuß tief in ein Bassin niederfällt. In der ganzen Anstalt herrscht Reinlichkeit und selbst Eleganz, und für Wohnungen ist sowohl im Hause des Dr. Schmidt als in den benachbarten Häusern gesorgt.

Unsere Bühne hat seit meinem letzten Berichte — einige Stücke ausgenommen, deren Aufführung durch Gäste herbeigeführt und bedingt wurde — nur zwei Neuigkeiten gebracht: „Der Brauer von Preston,“ komische Oper in 3 Akten nach dem Französischen von J. Cornet. Musik von A. Adam, und „Scheiben-Toni,“ National-Schauspiel in 5 Akten nach einer Erzählung Spindler's von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die erstere Oper, welche Herrn Demmer und Ull. Großer als Daniel und Sophie Gelegenheit darbot, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, gehört unstreitig unter die erfreulichsten Erscheinungen der letztern Zeit, sowohl durch zwar sehr leichte, aber zugleich höchst gefällige Musik, und eine höchst ergötzliche Handlung. „Scheiben-Toni“ ist ein Werk von Mad.

Birch-Pfeiffer, die längst durch die That eingestanden hat, daß es nicht ihre Tendenz sey, classische Dramen zu dichten, sondern dem Theater effektvolle Stücke zu liefern, und, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, mag auch dieser Gensjäger mitlaufen, der ein Paar sehr gute Rollen enthält, Afra und Toni, die hier auch von Ull. Frey und Herrn Fischer ausgezeichnet gut dargestellt wurden. Um mich in ein Detail einzulassen und kleine Fehler der Darstellung zu rügen, ist mir bei der Masse von Stoff der Raum zu eng beschränkt.

Wie Sand am Meere häufte sich in der letzten Zeit die Zahl der Gäste, unter welchen sich mehrere sehr erfreuliche befanden. Die erste in der chronologischen Reihenfolge war die Wiener k. k. Hofschauspielerin Ull. Wildauer, welche ihren Cyclus von 9 Gastrollen mit der Polixena in „Kunst und Natur“ eröffnete, und nicht nur durch Besiegung der Unnatur dieser verzeichneten Gestalt, ihr Talent und Studium bezeugte, sondern auch dem Publikum einen stürmischen Beifall abgewann, der in allen folgenden Partien ihr treuer Begleiter blieb. Ihre ausgezeichnetsten Rollen waren Margarethe in den beiden letzten Akten der „Hagestolzen,“ die Base im „das war ich!“ und Suschen im „Bräutigam aus Mexico,“ es gelang ihr auch, selbst der obsoleten Gurli in den „Indianern in England“ ein eigenes Interesse zu ertheilen, und als Preciosa wie als Miß Georgina Barlow im „Quäker und Tänzerin,“ und Isabelle in den „Quälgeistern“ bewies Ull. Wildauer, daß sich ihr Talent keinesweges bloß auf die Darstellung von naiven Rollen beschränke, sondern sie in der Salonwelt, wie im Gebiete des tiefen Gefühles vollkommen zu Hause sey. Ein Lustspiel, welches uns Ull. Wildauer mitbrachte: „Unbewusste Liebe,“ nach dem Vaudeville „Maurice“ frei bearbeitet von Lemberg, sprach nicht an, obwohl man der Darstellung der Ull. Wildauer und des Herrn Polamsky vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Die einzige Gastdarstellung des Herrn und der Mad. Fichtner, k. k. Hofschauspieler von Wien, auf ihrer Rückreise brachte uns zum ersten Male das Charaktergemälde in 3 Akten von Bauernfeld: „Der Selbstmörder,“ worin die werthen Gäste aus Gefälligkeit für den Benefizianten (Herrn Dies) als Celine und Marquis erschienen, und reiche Beifallspenden ernteten, wenn gleich das Ganze ziemlich kalt aufgenommen wurde.

Eine wahrhaft glänzende Erscheinung auf unsern Brettern war die k. k. Kammer- und Hof-Opern-Sängerin Ull. Jenny Luger, welche mit 5 Gastrollen (Adine im „Liebestrank“ — zwei Mal — Elvira in den „Puritanern,“ Amina in der „Nachtwandlerin“ und Madelaine im „Postillon von Conjumeau“) ihren artistischen Triumphzug durch einen großen Theil Deutschlands in ihrer Vaterstadt auf die glänzendste Weise beschloß. Einer ihrer Verehrer hat die Mühe übernommen, zu zählen, wie oft sie an diesen 5 Abenden gerufen worden war, und brachte die Zahl 80 heraus; abgesehen davon, daß sie nach ihrer letzten Rolle von einem großen Theile des jungen männlichen Publikums nach Hause begleitet wurde, eine Serenade erhielt, und den Enthusiasten Bänder und Tücher opfern mußte. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß ein junger Herr, beinahe mit Lebensgefahr, einen Sacktuchstreifen eroberte, als er aber zu Hause angekommen, seine Trophäe genauer betrachtete, fand er darin zu seiner großen Ueberraschung die Anfangsbuchstaben seines Namens, und — es war sein eigenes Sacktuch, welches ihm in dem Gedränge von einem Diebe gestohlen, diesem aber wieder aus den Händen gerissen und decimirt wurde.

(Beschluß folgt.)

Nebst einer literarischen Anzeige von D. F. Rieger und Comp. in Stuttgart.